Geschlechterverhältnisse in der Krise : zeitgemässe Notizen

Autor(en): **Haug, Frigga**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **30 (2010)**

Heft 58

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-652049

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Frigga Haug

Geschlechterverhältnisse in der Krise

Zeitgemäße Notizen

Für jede Befreiungstheorie ist der Begriff Krise elementar, denn sie setzt auf Wendungen, Veränderung, die allesamt auch als Krise gedacht werden müssen. Krise ist eine Form, in der die Widersprüche das Alte zersetzen und „neue Momente" möglich werden, in der soziale Gegensätze aufgewühlt, neue Blöcke gebildet werden, die danach wieder zerfallen.

Wen es härter trifft

Die Weltfinanz- und Wirtschaftskrise seit 2008 hat auch Fragen nach der Bedeutung der Geschlechterverhältnisse und ihres möglichen Umbaus in der Krise aufgeworfen. Es gibt vermehrt die Suche nach Referentinnen, Kongresse finden statt und vor allem gibt es, dem Internetzeitalter gemäß, heftige Diskussionen auf Listen. So unter anderem denen von Attac (feminist – und gender, und seit gut einem Jahr auch finanz- attac), auf denen die Problematik hin- und hergewälzt wird. Das beginnt zunächst mit der Frage, wie Frauen von der Krise betroffen sind. Diese Frage, so behaupte ich vorab, führt in eine Sackgasse und tut dies in verwirrender Weise. Zum einen gewönnen wir kaum mehr Handlungsfähigkeit, wenn wir wüssten, dass mehr Frauen von Arbeitslosigkeit betroffen sind, von Armut, von unbezahlter Überarbeit, von Selbstmord und Zweifel. Wir gewönnen zum anderen eine einverständige Distanziertheit (es sind hoffentlich die anderen) und Apathie (man kann gar nichts machen): der Opferblick wie schon eh und je, der gewiss nicht zu politischer Handlungsfähigkeit führt.

Die zusätzliche Verwirrung: Die Zahlen aus Österreich, inzwischen auch aus Deutschland und sehr eingreifend aus Spanien und den USA zeigen, dass die Zahl der erwerbslosen Männer zum ersten Mal die der Frauen übersteigt, weil vor allem die Bauindustrie, aber auch die übrige Industrie enorm Arbeitsplätze abbauten, während Erziehung, Gesundheit und soziale Dienste zunahmen. Männer sind demnach stärker betroffen als Frauen – mehr von Entlassung, Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit, Werkschließung, was wiederum in eine Art Konkurrenz ums stärkere Opfersein führt oder uns in die neutralere Forschungsrichtung entlässt, dass es sich nur um eine Zeit- und Ortsverschiebung handle: In Industrienationen, so hört man, seien Männer stärker betroffen (Automobil- und Maschinenbau und Baugewerbe in USA verzeichnen für 2009 82 Prozent Männerstellenstreichungen), in Entwicklungsländern die Frauen wegen der Auftragseinbrüche im Exportsektor, wo Frauen arbeiten.

Das Zeitargument lautet: Es gibt Zweitrundeneffekte. Durch Abspecken des öffentlichen Sektors, der Medien und des Handels – also fraueninten-

siven Sektoren – errechnete die ILO, dass 2009 bis zu 22 Millionen Frauen durch die Krise ihren Job verloren hätten; die Krise hat sie später erreicht.

Natürlich ist es wichtig, Informationen zu haben, Zahlen und Daten. Aber sie erzählen ja selber eine Geschichte, die nicht sogleich unsere ist, die wir also erst übersetzen müssten, wenn wir handlungsfähig werden wollen. Politik geschieht in Kräfteverhältnissen, das heisst auch: Wir müssen studieren, was an Widerstand, an Alternativen, an Antworten von unten kommt und was die Oberen tun. Dafür berichte ich zunächst kurz einiges aus feministischem Theoriekontext und in einem weiteren Schritt über Volksmeinungen.

Feministische Theorie und Opferdiskurs. Mit den stets notwendig wiederholten Versicherungen, dass die Krise eine Überakkumulationskrise von Kapital ist, dazu auch eine von Waren, zeigen sich die meisten Äußerungen auf der Höhe des allgemein Diskutierten. Daneben gibt es einige Versuche, mit psychologischen Kategorien heranzugehen, wie Managergier und ähnliches. Aber es gibt tatsächlich eine Menge Ansätze, die Geschlechterverhältnisse einbeziehen. Genannt wurde schon die Zwei-Rundentheorie, die der Einschätzung ist, dass Frauen die größeren Opfer sind. Hinzu kommt, dass der Staat selbst geschlechtsspezifisch handle und speziell weibliche Arbeitsplätze nicht schütze. Diane Elson verweist zudem auf die nicht auf den ersten Blick sichtbaren Langzeitfolgen aus schlechter Ernährung, auf Schulversagen, Gewalt, frühen Tod.

Die Angst zu denken, dass es so, wie es geht, nicht geht, ist enorm. Daher gibt es in den meisten feministischen Einmischungen die Neigung, einfach nicht weiter über den Kapitalismus zu sprechen, sondern über böse Männer, Machos, Zocker, Brandstifter etc. Eine Art Hoffnungsdiskurs gewinnt an Boden, dass überhaupt die Krise Männern in die Schuhe geschoben werden könnte, dann eine Lösung erreichbar scheint. Christa Wichterich etwa gibt uns eine Menge zündende Begriffe mit der Botschaft: der „Crash männergemacht", „Kasino" und „hoher Testosteron-Spiegel", „boni-geile Ackermänner und selbstverliebte Macher-Machos"; Frauen dienten als „soziale Air Bags", die durch Mehrarbeit im Haushalt Lohnkürzungen auffangen. Im Ganzen scheint so die Krise zwischen Biologie und Psychologie angesiedelt.[1]

Es gewinnt der Opferdiskurs die Oberhand; wieder und wieder werden die bekannten Zahlen geliefert zum Verhältnis von Armut und Reichtum, geschlechtsspezifisch und der darin geleisteten Arbeit. Wieder wird man informiert über die Frauenbenachteiligung auf dem Arbeitsmarkt, seine Neuorganisation in den 1970er Jahren, mit dem Effekt, dass Frauen, auch Migrantinnen, am unteren Ende der Wertschöpfungsketten landen. Die Privatisierung der öffentlichen Daseinsvorsorge, die Verwandlung von immer mehr Ressourcen, Menschen, Lebensbereichen in Waren führt zur Schlussfolgerung: Die Frauenbenachteiligung ist fundamental und wach-

send. Das unsichtbare Polster Sorgearbeit mache Frauenarbeit „billig und attraktiv". Wieder und wieder wird eingeschärft, Frauen schulterten überproportional viel der Kosten der Krise. 60 Prozent der working poor seien Frauen, weil frauentypische Arbeit auf dem Markt nichts wert sei und die Frauen schon entkräftet seien durch den häuslichen Küchenjob und die Versorgung von Kindern.

„Hätten die Lehman-Sisters etwas anders gemacht?", war die Frage der Landesarbeitsgemeinschaft hessischer Frauenbüros, Landeszentrale für politische Bildung und Bildungswerk der Gewerkschaft Verdi in Frankfurt Ende Januar 2010. Dazu hatten sie Iris Maria Young geladen, die sogleich unter Beifall 40 Prozent aller Führungspositionen für Frauen forderte. Laut Bericht in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* räumte sie ein, dass, auch wenn alle Managerposten mit Frauen besetzt gewesen wären, die Krise nicht anders gekommen und verlaufen sei. Nehmen wir an, dass die *FAZ* tendenziös berichtete, so fehlt dennoch eine Begründung, warum eigentlich Gleichstellung in Führungspositionen erfolgen soll, wenn es für die Gesellschaft nicht weiter nützlich ist, wenn also Frauenbenachteiligung nichts Fundamentales für die kapitalistische Gesellschaft ist. Freilich müsste man dann auch vom Kapitalismus sprechen.

Mascha Madörin versucht einen Ausweg durch Orientierung auf die volkswirtschaftliche Gesamtökonomie, in der der Bereich der Pflege (care) beständig wachse, schon etwa 30 Prozent aller Arbeiten ausmache (gleichgültig ob bezahlt oder unbezahlt), was notwendig zur Krise führen müsse in einer dominant auf andere Bereiche und deren Profite regulierten Gesellschaft. Diese Krisendiskussion spricht vom Hunger und von der Zerstörung von Mensch und Natur. Ein Ausweg sei: Die Versorgung und Reproduktion von Gesellschaft und Natur als Priorität zu setzen, nicht Wachstum und Profit – das Ganze sei vom spekulativen Kopf auf versorgende Füße zu stellen. Dazu gehöre Protektionismus der Ernährung, soziale Sicherheit und Schutz öffentlicher Güter. Nahrungsmittel, Renten, Bildung und Bahn gehörten nicht ins Kasino. Die gewählten Benennungen: Reproduktions- und Versorgungskrise, Armut-, Hunger-, Energie- und Klimakrise. Auf dieser Kette fehlt noch, wie wir in diesem Kontext selbst Politik machen können. Ich nenne dies die Auftreffstruktur in der Zivilgesellschaft.

Umwälzung der Lohnarbeit. Rosa Luxemburg hat emphatisch gefordert, Politik nie unter dem „Stand der Kräfteverhältnisse" zu machen. Solches Denken bringt eine Verschiebung in unsere Ausgangsfrage: Sie muss nicht hauptsächlich danach suchen, *wie* Frauen von der Krise betroffen sind, sie also schwach und als Opfer wahrnehmen, sondern wie Geschlechterverhältnisse in der Krise verändert werden und wie das unsere Eingriffsmöglichkeiten ändert.

Unter Krise verstehen wir jene Zwischenzeit, in der die alte Weise zu produzieren, Profite zu machen, zu leben, nicht mehr geht, ohne dass schon

eine neue Produktions- und Regulations- und Lebensweise gefunden wäre. Noch einmal an den Anfang zur Frage, wer denn eigentlich mehr von der Krise betroffen sei, Männer oder Frauen. Den Opferblick haben wir uns abgewöhnt und ordnen die Phänomene anders an. Jetzt sehen wir, dass die Krise dazu genutzt wird, in äußerst brutaler Weise die gesamten Lohnarbeitsstrukturen umzuwälzen. Wo gesicherte Arbeitsplätze waren – in Industrie, Auto, Bau wächst männliche Arbeitslosigkeit –, die Entlassenen, und das ist noch nicht zu Ende, werden vorläufig in Transformationsgesellschaften zwischengelagert. Auf der anderen Seite wächst weibliche Erwerbstätigkeit, aber sie ist Teilzeitarbeit, prekär.

Auf einem der letzten DGB-Kongresse soll davon die Rede gewesen sein, dass von nun an von der Frau als Ernährerin gesprochen werden müsse, wozu sie allerdings dann zwei bis drei Jobs nebeneinander brauche. Diese Umschichtung von Vollzeitarbeitsplätzen (männlich) zur Akzeptanz von prekärer Teilzeit (weiblich) bis hin zur Duldung eines Heeres von Hartz-IV-Empfängern geht nicht allmählich. Sie kommt vielmehr als Folge der Krise als ein Bruch. Schon bald werden die männlichen Arbeitslosen froh sein, zu den Bedingungen, die für Frauen gewöhnlich sind, Arbeit zu bekommen. So kann der Standard von Lohnarbeit unterhöhlt und abgebaut werden. Er wird begleitet von einer ständigen Abnahme der gewerkschaftlichen Organisierten um durchschnittlich drei Prozent im Jahr. Diese Umwälzung braucht dringend eine Organisierung des Heeres der Prekären und der Frauen, die zugleich mit der Forderung nach *Teilzeitarbeit für alle* neue Standards der Lebensweise, eben die „Vier-in-einem Perspektive“[2] durchsetzen müssten.

Diese verlangt ja nicht nur eine radikale Kürzung der Erwerbsarbeitszeit und damit eine Umgewichtung ihrer Bedeutung, sondern zugleich eine Aufwertung der Sorge-Arbeit und ihre Verteilung auf alle erwachsenen Gesellschaftsmitglieder, dass sie sich sozial entfalten, also wahrhaft menschlich sein können. Sie verlangt zudem Raum und Zeit zur individuellen Entwicklung als weitere Voraussetzung des Menschseins und ebensolche für die politische Einmischung, deren Notwendigkeit in der Krise aufs grellste sichtbar wird.

Krisenbewusstsein am Stammtisch

Für eine Politik von links geht es nicht darum, die Gesellschaft von oben zu regeln, sondern in der Zivilgesellschaft tätig die Bereitschaft und Kompetenz für Gesellschaftsgestaltung durch die Vielen vorzubereiten. Als einen Weg unter anderen schlage ich hier vor, Krisenbewusstsein in der Bevölkerung zu studieren – also das allgemeine Klima zu analysieren, nicht abzuleiten. Die Suchfrage gilt dem Uneingelösten im ideologisch verklemmten Alltagsverstand.

Da gibt es den feministischen Versuch, dem Staat geschlechtsspezifisches Verhalten vorzuwerfen. Angesichts der Pleite von Arcandor und der staatlichen Verweigerung, den Konzern nicht, aber eigentlich Opel, den Autoriesen, wohl zu retten[3] – die Handelskette also zu opfern, die vorwiegend Frauenarbeitsplätze hat -, kann dem Staat Frauen benachteiligendes Verhalten nachgesagt werden. So entziffert die Ökonomin Friederike Maier industriepolitische Prioritäten in ihrem Beitrag: „Frauen-Branchen lässt man sterben".[4] Solche Meldungen wiederum rufen den Alltagsverstand auf, sich zu äußern. Ich nehme in Folgendem als Material Kommentare in Gestalt von Leserbriefen zu diesem Artikel. Alle Kommentare sind frauenfeindlich, männlich wütend; darin taucht das Uneingelöste, der gesunde Menschenverstand auf in der Gestalt des Ressentiments:

„Wenn Frauen 70% aller Niedrigjobs übernehmen, spricht dies nicht gerade für die Bereitschaft berufliche Verantwortung zu übernehmen, sondern eher für die Möglichkeit sich den Luxus leisten zu können etwas für sich hinzuzuverdienen und ansonsten den Partner für sich arbeiten zu lassen. Abgesehen davon übernehmen Männer 70% aller Überstunden und 100% aller Lebenszeitverkürzenden Jobs."

Auf die Geschlechterklage der Frauen arbeitet der Autor zunächst mit einfacher Umkehrung: Den Männern geht es schlecht – Frauen leben im Luxus, denn diese Niedrigjobs sind auch Jobs, die weniger Zeit und Kraft kosten, also ein längeres Leben ermöglichen, wie die Statistik zeigt. Uneingelöst darin: eine Auftreffstruktur für radikale Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit (Teilzeitarbeit für alle); und im Hohn auf die „Zuverdienerin" steckt noch in verkehrter Borniertheit – dass sie dazuverdient, weil sie den Mann für sich arbeiten lässt, sich ernähren lassen kann – die Kritik, dass die Frauen von ihrem Niedriglohn nicht selbständig leben können. Dies ist eine Grundlage für die Zustimmung zur Forderung: jedem ein Einkommen, das zur selbständigen Lebensführung ausreicht.

„Jeder Frau steht es frei im Bergbau [...]oder als Erntehelferin etc. zu arbeiten. Ist aber wohl ein bisschen zu schwierig. Gerade bei Karstadt gibt es ja so viele schnippische Verkäuferinnen, denen der Kunde lästig ist, dass da frischer Wind (Insolvenz/Restart) ganz gut tut. Und wenn Frauen wirklich weniger verdienen würden, wäre ja jeder Arbeitgeber bekloppt, wenn er auch nur einen einzigen Mann beschäftigen würde. Was könnte man da an Personalkosten sparen."

Der unerschütterliche Glaube an die Freiheit des Arbeitsmarkts – sie können ja woanders arbeiten – ist unterfüttert mit einer dominanten Geringschätzung des weiblichen Geschlechts; es ist den Frauen zu schwierig, sie kommen dem selbstverständlich zu erwartenden „König ist Kunde–Verhalten" nicht nach. Gegen ihr Aufmucken ist ein Schlag von oben erwünscht, dass sie besser dienen mögen. Darin steckt zugleich der Unglaube, dass es Strukturen gibt, in denen Niedriglöhne für Frauen, geringer

als andere, überhaupt vorkommen. Wie Carl Valentin fragt er sich, da müsste ja jeder Unternehmer bekloppt sein, der nicht bloß Frauen anstellt, er könnte Personalkosten sparen: Der Zweifel im Konjunktiv wagt sich noch nicht vor in die Gegend, wo die Industrie in die Billiglohnländer zieht, also nicht bekloppt ist. Uneingelöst oder zu bergen ist darin trotz allem die Auffassung: dass allen Arbeitsplätze mit angemessener Bezahlung offenstehen sollten, die solches wollen.

„Die Entscheidung über den Kauf eines Autos wird immer häufiger von Frauen getroffen, die zudem das Auto, das der Mann finanziert, eifrig mitnutzt. Das Auto ist also schon lange kein reines Männerspielzeug mehr. Für seinen Kauf jedoch verschulden sich Männer häufiger als Frauen. In Zeiten wie jetzt, da weit mehr Männer als Frauen ihre Arbeit verlieren, ist das ein weit größeres geschlechtsspezifisches Armutsrisiko als die von ihnen angesprochene Legende von dem `ungleichen Einkommen`. Das Frauen im Übrigen verbessern könnten, wenn sie vermehrt verantwortungsvolle, ungesunde, schmutzige und stressige Männerjobs ausüben würden. Wer bei Karstadt halbtags in der Schuhabteilung arbeitet, muss sich über schlechtere Bezahlung nicht wundern."

Der Ernährerlohn wird zugleich Grundlage der Argumentation – er finanziert das Auto -, und bestritten – sie nutzt es eifrig, ohne es zu verdienen. Als Ernährer verschuldet er sich, jetzt prüft der Autor die herumliegenden Argumente, misst sie sich an – Auto ist kein Männerspielzeug mehr –, also sollen Frauen mehr verdienen. Frauen haben ein Armutsrisiko? Umgekehrt: wegen der Verschuldung haben es Männer; und das ungleiche Einkommen ist eine Legende: Frauen sollen Männerarbeit machen, in Zeit und Schwierigkeit, dann hätten sie das Einkommen und müssten nicht Männer zum Autokauf und Verschuldung verführen, beziehungsweise es selbst mit seinem Geld tun. Selbst in diesem Ressentiment aus Unkenntnis, Kinderglauben und Frauenverachtung steckt noch die Perspektive: Jedem nach seiner Leistung, jedem nach seinen Bedürfnissen, jedem nach seinen Fähigkeiten, freilich ohne die dazu nötigen Bedingungen auch nur zu erahnen. Und doch Kritik auch an schlechter Arbeit, freilich als wäre sie von Natur aus da.

„Arcandor beschäftigt also mehrheitlich Frauen? Das konnte nicht gutgehen. Frauen gehören an den Herd, nach Hause, wo sie ihre Mutterinstinkte in einem von Männern geschaffenen geschützten Rahmen ausleben können und in ihrer natürlichen Rolle ihre Erfüllung finden. Germanistik – und Kunsthistorikerstudenten, weibliche vor allem, gibt's mittlerweile genug. Die lassen sich auch nicht exportieren. Jetzt müssen die durch staatliche Transferleistungen versorgt werden, ohne dass sie einen wesentlichen Beitrag zum Wohlstand leisten. Das können wir uns einfach nicht mehr leisten."

Zurück zur alten Ordnung, in der ein Volks-Wir zu sprechen möglich ist. Es mischt sich die Hoffnung, es könne werden wie früher, mit der

weiteren Hoffnung, in der Berufstätigkeit der Frauen den Schlüssel zur Krise zu finden und in der einfachen Umkehr, es könne alles wieder an seinen rechten Platz. Durch Subjektwechsel, nicht Arcandorfrauen, sondern Kunststudentinnen leben vom Steuergeld – sie müssen ernährt werden vom Staat, statt Kapital zu ernähren, also selbst Exportgut zu sein -, wird äußerst effektiv an eigener Zustimmung zur Verarmung gearbeitet. Und doch steckt in alledem noch die Hoffnung auf das gute Gemeinwesen, in dem er Heimat hat – nur dass sie auf Kosten der Frauen gehen soll.

Und eine letzte Meinung: *„Der Feminismus ist ein Furz, der sich allzu langsam verzieht. Außer entnervendem Gejammere ist da gar nichts. Frauen haben versagt. Schluss mit der außerhäuslichen Versorgung. Sie haben's so gewollt und versagt. Jetzt müssen sie eben die Härte, die ich dem schwachen Geschlecht ja gar nie zumuten wollte, selbst ertragen."*

Das Leben scheint eine Art Kampfarena, in der auftreten kann, wer will, aber die Schwachen untergehen, nur die Starken sich durchbeißen können – das schwache Geschlecht sollte im Schutz von Heim und Herd bleiben. Männer gehen ins feindliche Leben, Frauen sollen im Haus bleiben oder aber selbst die Suppe auslöffeln, die ihnen gefährliche Feministinnen eingebrockt haben. In dieser längst überwunden geglaubten Redeweise hält sich der Schutzgedanke zusammen mit der Arbeitsteilung zwischen Ernährer und Hausfrau hartnäckig. Und man sieht jetzt auch, wie er den möglichen Protest gegen die Härten der profitregierten Marktwirtschaft ablenkt in Ernährerstolz und Schutzmantel auf der einen Seite und jeder an seinem Platz, Frauen in die Küche, auf der anderen. Es ist ganz offenbar eine Anordnung, die soziale Ruhe auch bei Krisen stabilisieren kann. Politisch lässt sich lernen, dass dieser Trennungszusammenhang von Küche und Staat zu den unbedingten Eingriffspunkten linker Politik in der Krise der Geschlechterverhältnisse gehört. Man kann und sollte solche Alltagsmeinungen immer weiterverfolgen; sie sind der Boden, auf dem von links Politik gemacht werden muss.

Anmerkungen

1 Christa Wichterich hat die Verweisungen auf die Männerpsyche im übrigen in einem Interview in der österreichischen Zeitung Die Standard als nicht weiterführend zurückgenommen.

2 Frigga Haug, Die Vier-in-einem Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke, Hamburg 2008, 2.Aufl. 2009.

3 Die Opelgeschichte zog sich bekanntlich über ein Jahr hin. Erst am 9. Juni 2010 entschied die Regierung, keinen Kredit zu geben, deutete aber zugleich an, das „letzte Wort sei noch nicht gesprochen". Der Verkauf des Karstadt-Konzerns ist noch nicht vollzogen.

4 In: taz/tageszeitung v. 9.6.2009.